

# Einmal...

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 41

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645134>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Einmal . . .**

Und einmal wird auch dich ein Tag erreichen  
An dem des Lebens schönste Sterne bleichen,  
Wo deine Hände still und weß sich falten  
Und zitternd noch ein lehtes Blümlein halten.

Das ist dann wie des Herbstes langsam Sterben,  
Wie eines Sonnenstrahles schwaches Werben —  
Ein Wissen, daß die beiden alten Hände  
Ein Leben halten und ein nahes Ende.  
Daß irgendwo ein Grab schon offen steht,  
Darüber hin der Wind die welken Blätter weht.

Maria Dutli-Rutishauser.

## Das große Schiffsunglück bei Wangen a. A. vor 450 Jahren.

Wohl das größte Unglück in der Geschichte der Schweizerischen Flußschiffahrt ereignete sich am 20. oder 21. September 1480 — die Daten der Chroniken stimmen nicht überein — also vor 450 Jahren. Es fielen ihm nach der Dieboldschen und anderen Chroniken gegen 200 Kriegersleute, größtenteils aus Baden, zum Opfer, nach einem amtlichen Brief der Solothurner Regierung an den Rat von Bern 85. Im Juli 1480 erbat der französische König Ludwig XI. 6000 Mann als eidgenössische Hilfe im Kampf gegen den Herzog Maximilian. Die Tagfagung vom 29. Juli beschloß, dem Ersuchen zu entsprechen und setzte die Kontingente der einzelnen Stände und Orte fest. Mitte August marschierten die Eidgenossen ab. Als sie aber nach Tschalun, wie es in den Schweizerischen Chroniken heißt, kamen (Châlons s. G.), hatte Ludwig bereits überraschend mit Maximilian Frieden geschlossen, benötigte also die eidgenössische Hilfe nicht mehr. Doch ließ er ihnen für zwei Monate den Sold auszahlen, für einen Monat in sichere Aussicht stellen. Am 15. September waren die Berner bereits wieder zu Hause.

Am 20. September kamen die Ostschweizer, darunter die Badener, nach Solothurn und beschloßen, per Schiff weiterzureisen. Sie verhandelten mit den solothurnischen Aareschiffen, die sie denn auch zu führen versprochen. Und nun erzählt der Chronist Diebold Schilling: „Und als man von Tschalun wider harus kam, do hatten sich etlich von Eidgenossen zu Solotern versampnet und waren den merenteil von Baden, ouch von Zug, Glarus und anderen Eidgenossen und furen die Aren ab mit den schifflüten von Solotern. Die verfurten sie an der bruck ze Wangen und zerbrachen die schiff und ertrunken ir leider me dann zueihundert, die nachmalen merenteils wider funden und vergraben wurden.“ In einer anderen Chronik wird über gotteslästerliches Betragen der Badener geklagt. Die Schiffsleute hätten sie aufgefordert, vor der Fahrt die Messe zu hören, doch hätten sich die Gefellen geweigert: „Do fluchten und swurend die gefellen und trieben ein wüßt wesen mit bösen worten über die schifflüüt und triegen (drohten) inen zu erlrecken, in massen, daß die schifflüüt von inen wichen mußten und gedorsten, nym zum schiff kommen, biß das die andern zwei schiff varen wolten . . . . Und also sie kommen gen Wangen, das underthhalb Solothorn uff der Aren gegen Biettlspach lit und durch dieselbe bruck faren solten, do waren die andern zwei schiff vor dannen gefaren. Und als das schiff, do die von Baden in worend, ouch durch die bruck gon solte, do kam es zwerchs an die bruck und zerbrach enniß von einander, und ertrunken die 200 man bis an vierzig und ertranken zwen schiffman, und wart einer zerhoben über ze hundert studen, der vierd kam davon; dan daselb schiff gar groß was. Darumb muß es vil schifflüüt haben. Also ertrunken und verdurben die guten gefellen ellenclich.“

Als am andern Tag in Bern die Katastrophe bekannt wurde, herrschte große Aufregung. Sofort schrieb der Rat an Solothurn, man möchte genaue Auskunft geben. Die Solothurner zögerten nicht. Sie bestätigten in ihrem Briefe den vorstehenden Sachverhalt, sprechen aber von 110 Kriegersleuten aus Baden, von welchen der Venner mit seinem Fähnlein und 25 Mann gerettet worden wären: „Und als si gen Wangen komen, sind si strax an ein joch der brug mit vorderm gransen so hertenclich gefaren, das sich das schiff von einander zertrennt hat. Und sind die frommen, gutten lüt der merteil, als wir übel besorgen, leider umkomen, die schifflüüt zum teil durch die gefellen erstochen und all biß auf einen in dem wasser umb — und doch durch verhengniß deß allmechtigen gottes, siner mutter Maryen und allem himelschen her der venner von Baden mit dem vennli und 25 siner gefellen ukfomen . . .“

Bern ersuchte die Landvögte von Wangen und Arwangen nach den Leichen suchen zu lassen, um den Ertrunkenen ein christliches Begräbnis zu ermöglichen. Möglicherweise hat Fahrlässigkeit das Unglück verursacht. Der vierte der Solothurner Schiffsleute war flüchtig und die Regierung mußte, allerdings ohne Erfolg, einen Steckbrief gegen ihn erlassen. Ausführlich, mit allen Details, berichtete Hans Morgenthaler in Bern in den Blättern für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde von 1915 (Verlag Grunau, Bern) über diese Katastrophe, worauf verwiesen sei.  
V.

## Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen.

Von Frieda Schmid-Marti.

Diese Spottrede wird aber sogar der sanftmütigen Frau zu bunt. In gerechtem Zorn fährt sie auf: „Jekt, Ferdinand, ist es aber genug! Jedem Fraueli, das in den Laden kommt, rühmst du deinen Vinoleum und kannst nicht genug tun im Preisen und Loben, wie das eine kommode Sache sei, wie die Frauen es dann beim Pußen gut hätten. Honiglüh streichst es ihnen aufs Brot. Und jekt für uns . . .“

„Ach Käthi“, sagt da der Vögeli, und seine Gebärde mit der Hand ist wegwerfend und sagt deutlich, wie hoch er in diesem Augenblick die Meinung seiner Frau wertet, „ach Käthi, von dem verstehst du eben nichts. Rein gar nichts. Hörst's?“ Er beugt sich über den Tisch und dämpft seine Stimme und sagt mit schlimmem Lachen: „Weißt halt immer noch nicht, Käthi, daß es zweierlei Sprachen gibt, eine Ladensprache und eine für den Hausgebrauch.“

„Rein“, entrüstet sich Käthi, „nein, von dem verstehe ich nichts, Ferdinand! Ich rede halt immer, wie es mir inwendig zumute ist und wie mir der Schnabel gewachsen ist. So dünkt es mich am besten. Aber komm, Hans, wir wollen lieber ins Bett. Es trägt doch nichts ab, mit dem Vater weiter zu stürmen.“ Katharina Vögeli steht auf und verläßt mit kurzen, harten Schritten die Stube. —

Zwei Tage später meldet sich unter der Rükchentüre beim Vögeli-Käthi der Bauschreiner Jenzer. „Grüß Gott, Frau Vögeli, ich soll da in Eurem Stöckli den Boden ausmessen und einen Kostenvoranschlag für einen neuen Stubenboden machen.“ — Die Frau ist wie aus den Wolken gefallen. Aber sie faßt sich blitzgeschwind. „Ach ja, mein Mann und ich haben davon geredet. Da ist der Schlüssel! Geht nur hinüber, Jenzer, und macht Eure Sache . . .“

Listig äugt beim Mittagessen der Vögeli nach seinen Leuten, von seinem Käthi zum Buben. Aber Hans löffelt bedächtig die Suppe und tut, als wüßte er von nichts. Käthi löffelt seelenruhig die Suppe und schweigt auch. Seit jenem Abend hat sie sich nicht angestrengt mit Reden.

Den Vögeli-Ferdinand sticht die Neugier. „Und was sagt ihr zu dem neuen Stubenboden im Stöckli, he?“ plaßt er auf einmal ärgerlich heraus.

„Eh, was sollen wir da sagen? Es ist gut, daß etwas geht im Stöckli . . . Ich wußte es ja zum voraus: der Kauf-